

1. Kapitel



20. Dezember 1943

Als die schwarze Limousine an einer Ampel hielt, rutschte Patrick auf der Rückbank auf die Knie und starrte aus dem Fenster. Er legte die Hände an die Scheibe, die eiskalt war, doch er zog sie nicht zurück. Er war fasziniert von einer großen Fensterfläche des Hauses an der nächsten Ecke. Ganz eingehüllt vom Schatten der Nacht vermittelte dieses Fenster den Eindruck eines frei schwebenden Gemäldes. Patrick hätte alles dafür gegeben, nicht nur Zuschauer, sondern Teil der Szene zu sein, die er durch das Fenster beobachten konnte.

Ein üppiger Weihnachtsbaum schimmerte durch die Gardinen. Zwei Socken hingen an der Kaminumfassung. Flammen spiegelten sich im Glasschmuck am Baum. Eine echte Familie, eine vollständige Familie – Mama und Papa, zwei Kinder und ein Hund – saßen im Halbkreis um ein Radio. Vermutlich hörten sie Weihnachtsmusik, dachte Patrick. Womöglich sogar „Stille Nacht“, sein Lieblingslied. Die Mama legte einen Arm um ein Kind, einen Jungen etwa in seinem Alter, und tätschelte ihm die Schulter. Patricks Augen füllten sich mit Tränen, die lautlos über seine Wangen kullerten. Er wischte sie fort und schaute in den Rückspiegel, ob die Beamtin ihn beobachtet hatte.

In den letzten Tagen hatte er mehr geweint als in seinen ganzen bisherigen sieben Lebensjahren zusammengenommen.

Er legte seine Hand auf einen der beiden Koffer neben sich. In

einem waren seine Kleidung und ein gerahmtes Bild von seinen Eltern, die sich liebevoll umarmten; es war noch vor seiner Geburt aufgenommen worden. In dem anderen waren alle Spielsachen, die er je bekommen hatte, und ein paar Bilderbücher. Die Beamtin sagte, er käme vielleicht eine ganze Weile nicht in die Wohnung zurück. Es hatte irgendetwas damit zu tun, wie lange es dauern würde, seinen Vater in diesem Europa zu finden und ob die Armee seinen Vater heimkehren lassen würde, nachdem seine Mutter nun ...

Die Worte durften sich nicht einmal in seinem Kopf bilden.

Stattdessen dachte er an seinen Vater. Er war schon lange fort, doch Patrick wusste noch, wie er aussah. Er hatte sein Bild jeden Abend vor dem Schlafengehen betrachtet und versucht, sich an den Klang seiner Stimme zu erinnern. Sie war tief und kräftig, wie die Stimmen in den Radiohörspielen. Papa war groß und hatte dunkles, gewelltes Haar. Er war Pilot einer B-17 und warf Bomben auf Hitler, damit die Welt frei werden könnte. So hatte seine Mutter es ihm erklärt. Aber im Augenblick war es Patrick egal, ob die Welt frei war. Oder ob sein Vater am Steuer eines Bombers oder eines Milchautos saß.

Er wollte ihn nur zu Hause haben.

Das Auto setzte sich wieder in Bewegung. An der nächsten Ecke fuhren sie an einem Weihnachtsmann vorbei, der unter einer Straßenlaterne eine Glocke schwang. Neben ihm stand ein roter Behälter. Ein Paar ging vorüber. Der Mann warf ein paar Münzen in den Behälter und ging weiter. Heiter, aber mit viel zu hoher Stimme rief der Weihnachtsmann: „Fröhliche Weihnachten!“ *Überhaupt keine richtige Weihnachtsmannstimme*, dachte Patrick. „Wir sind gleich da, Patrick“, sagte die Beamtin. „Ist es nicht schön draußen mit all den Lichtern und dem ganzen Weihnachtsschmuck?“

„Ähm ... ja“, antwortete Patrick. Er wusste, er sollte das jetzt so empfinden. Er wünschte, er könnte es.

„Magst du die Weihnachtszeit? Ich mag sie am liebsten.“

Ihm war klar, dass sie ihn aufheitern wollte, doch es war schwierig, in Weihnachtsstimmung zu sein, wenn die eigene Mama plötzlich bei einem Autounfall stirbt und man allein zurückbleibt. Patrick sah, wie die Beamtin ihn im Rückspiegel beobachtete. Er meinte, eine Träne aufschimmern zu sehen, doch sie wandte sich rasch ab. Bald da, hatte sie gesagt.

Bald wo?

Er kannte die Straßen oder Gebäude nicht, an denen sie vorbeifuhren. Sein Großvater war gewiss kein netter Mensch, dachte er. Er wohnte nicht weit weg von ihrer eigenen Wohnung. Warum hatten sie ihn nie besucht? Und die Art, wie seine Eltern über seinen Großvater gesprochen hatten, hatte ihn ebenfalls beunruhigt; warum hatten sie immer das Thema gewechselt, wenn Patrick ins Zimmer kam?

Während der Fahrt betrachtete Patrick die Weihnachtsbeleuchtung an manchen Häusern und Straßenlaternen. Doch im Innern spürte er noch keine weihnachtlichen Gefühle. Nicht einmal der Schnee, der dalag, hob seine Stimmung – und Patrick liebte den Schnee.

Bald da, hatte sie gesagt.

Patrick fühlte sich einsam und verlassen. Sie hatten immer in derselben Wohnung in der Clark Street gewohnt. Hier sah es überhaupt nicht aus wie in seiner früheren Wohngegend. Jeder hier hatte einen kleinen Garten und eine Auffahrt mit Garage. Patrick versuchte, an etwas Fröhliches zu denken, und fing bei den Geschenken an, die er sich zu Weihnachten wünschte. Dann fragte er sich, ob er nach allem, was passiert war, überhaupt welche bekommen würde.

Plötzlich bekam er ein schlechtes Gewissen. Er ließ sich in seinen Sitz fallen. Da machte er sich Gedanken um die Spielsachen, die er sich wünschte, während seine Mutter ... weg war. Er würde nie wieder Weihnachten mit ihr feiern können. Sie würden nie wieder gemeinsam einen Baum schmücken und Weihnachtslieder singen. Wie gerne würde er alle Spielsachen

verschenken, die er je besessen hatte und je besitzen würde, um sie zurückzubekommen. Sogar für einen einzigen Tag. Erneut kamen ihm die Tränen.

Diesmal ließen sie sich nicht aufhalten.

2. Kapitel



Die Gelenke des alten Mannes knarrten im Gleichklang mit den Stufen der Kellertreppe, die er hochstieg. Er hatte gerade eine Schaufel voll Kohle in den Heizofen gefüllt. Er sah auf die Kaminuhr. Der Junge müsste jeden Moment da sein. *Der Junge*. Schon allein der Gedanke wühlte Gefühle auf, die er längst für versiegt und abgehakt gehalten hatte. Warum holte ihn das jetzt ein? Ida war schon vor vielen Jahren von ihm gegangen, und er brauchte die Stille und seinen geregelten Tagesablauf, um seinen zerbrechlichen Seelenfrieden zu erhalten. Was käme mit einem kleinen Jungen auf ihn zu?

Ian Collins hob die Kaffeekanne und füllte seine Tasse noch einmal bis zum Rand. Als er am Esstisch saß, betrachtete er das Zimmer in seinem bescheidenen einstöckigen Haus. Alles stand genau da, wo es sein sollte. Bis hin zu den elfenbeinfarbenen Spitzendeckchen auf den Sesseln. So sauber und ordentlich, als kümmere sich Ida selbst noch um alles. Er konnte sich genau ausmalen, wie ein kleiner Junge alles durcheinanderbringen würde.

Im Wohnzimmer sang Bing Crosby „Hark the Herald Angels Sing“. Mal wieder nichts als Weihnachtsmusik heute Abend. Der Klang des Radios war das Einzige, was im Haus an Weihnachten erinnerte. Kein Baum. Keine Beleuchtung, kein Schmuck. Das war immer Idas Sache gewesen. Kein Grund, es aufrechtzuerhalten. Collins stieß einen sehr langen Seufzer aus. Man würde bestimmt Druck auf ihn ausüben, das für den Jungen zu ändern, der doch gerade so etwas Schreckliches durchgemacht

hatte. Diese neugierige Behördendame hatte vorhin am Telefon so etwas angedeutet.

Wo ist denn überhaupt die Kiste mit dem Weihnachtskram?, fragte er sich. Er war sich sicher, dass er sie nicht weggeworfen hatte. Er sah immer noch Ida vor sich, zwei Wochen nach ihrem letzten gemeinsamen Weihnachtsfest, wie sie wie ein kleines Kind auf dem Wohnzimmerboden saß. Sie wickelte jedes Teil einzeln sorgfältig in Zeitungspapier und legte sie in einen großen Pappkarton, bis auf die Kugeln, die sie wieder in die Originalkartons packte.

Nach ihrem Tod, als die Heilsarmee ihre Sachen abholen kam, hätte er sie beinahe auch diese große Kiste mitnehmen lassen. Hatte er aber nicht. Konnte er nicht. Ida hätte gewollt, dass er sich mit ihrem Sohn Shawn versöhnte, dass er ihm womöglich den Weihnachtsschmuck vermachte, wie eine Art Familienerbstück.

Nein, die Kiste stand noch auf dem Speicher. Musste sie. Mit Sicherheit begraben unter einem Riesenberg Plunder; er würde sich garantiert Rückenschmerzen einhandeln. Er konnte ja auch einfach sitzen bleiben, beschloss er. Nicht nötig, deswegen viel Aufhebens zu machen. Wenn der Junge Weihnachtsschmuck wollte, könnte er die Sachen in ein paar Tagen selbst durchgehen. Dann hätte er etwas zu tun. Doch Collins würde eine Grenze ziehen. Das hatte sonst keinen Sinn.

Er fuhr sich durch sein dünnes silbernes Haar und kratzte sich am Hinterkopf. Dann meinte er, den tiefen Bass eines Motors vor der Tür zu hören, der schließlich ausgeschaltet wurde. Einen Augenblick später eine Autotür, dann noch eine. Das mussten sie sein. Er sollte lieber aufstehen, bevor sie klingelten. Er hasste den Klang dieser Klingel schon die ganzen neunzehn Jahre, die er mittlerweile hier lebte. Er nahm eine unangezündete Zigarre von der Untertasse und klemmte sie in die Lücke, wo früher seine Schneidezähne gewesen waren. Er sollte sie jetzt besser nicht anzünden, wenn sein Besuch jeden Moment da wäre.

Er schlurfte in Richtung Haustür. Warum musste sich die Mama des Jungen auch einfach so davonmachen? In dem Gedanken lag keine Trauer, denn er warf ihr vor, das zerstört zu haben, was an restlicher Beziehung zwischen ihm und seinem Sohn Shawn noch bestanden hatte. Was fiel ihr ein, ihm einfach so den Jungen zu überlassen, auch wenn es nur für ein paar Tage wäre? Worüber sollten sie sich bloß unterhalten? Er hatte bisher keine zwei Worte mit seinem Enkel gewechselt, würde ihn nicht von den anderen Kindern unterscheiden können, die auf der Straße Ball spielten. Und was hatten Shawn und seine Frau dem Jungen über ihn erzählt? Darüber, warum sie nie etwas miteinander unternommen hatten? Hatten ihm vermutlich erzählt, dass die Kluft zwischen ihnen allein auf sein Konto ging. Das konnten sie gut – alles so drehen, dass immer er Schuld hatte.

Es klingelte. Collins drehte den Türknauf und fragte sich, was sein Gang in den Keller gebracht hatte.

Es war immer noch eiskalt im Haus.



3. Kapitel

„Wir sind da, Patrick. In dieser Straße wohnt dein Großvater.“

Patrick beugte sich vor, drückte die Nase an das eisige Fenster und stellte sich vor, welches Haus es wohl sein könnte. Die Beamtin bog zu dem Haus ab, das das dunkelste in der ganzen Straße sein musste. Sie stieg aus und ließ einen kalten Luftzug zur Rückbank wehen. Sie hatte ihm mehrmals ihren Namen genannt – Miss Townsend. Er sollte sie auch in Gedanken wirklich so nennen; sie war von Anfang an so nett zu ihm gewesen.

Er sah zu, wie sie behutsam über den schneebedeckten Gehweg schritt, die Auffahrt entlang und ein paar Stufen hinauf, bis sie im Schatten des Hauses verschwand. Patrick zog seine Handschuhe an, stieg aus und stellte sich, die Fellmütze fest über die Ohren gezogen, neben das Auto.

Die Haustür knarzte beim Öffnen. Patrick konnte die Umrisse zweier Erwachsener sehen, die miteinander redeten. Er ging ein paar Schritte vorwärts und versuchte zu hören, was sie sagten, behielt eine Hand jedoch sicherheitshalber am runden Kotflügel des Wagens.

„Komm her, Patrick“, rief Miss Townsend. „Komm zu deinem Großvater.“

Er sah zur Rückbank.

„Lass deine Sachen erst mal da“, sagte sie. „Ich hole sie gleich. Komm schon.“

Patrick stiefelte Schritt für Schritt durch den Schnee. Er versuchte, in Miss Townsends Fußstapfen zu treten, doch sie waren

zu weit auseinander. Patrick zögerte an der untersten Stufe und war sich nicht sicher, warum.

„Na komm, Patrick.“ Miss Townsend reichte ihm die Hand hinunter.

Patrick kam blitzartig die Idee, seine Hand aus dem Handschuh zu ziehen, sich umzudrehen und zum Auto zu rennen, am Auto vorbei und die Straße entlang. Aber er hätte nicht gewusst wohin. Als er die letzte Stufe erklimmen hatte, schaute er auf. Erst in Miss Townsends Gesicht, dann in das Gesicht eines alten Mannes mit schütterem Haar. Eine nicht angezündete Zigarre hing ihm aus einem Mundwinkel.

Er lächelte nicht.



Ian Collins traute seinen Augen kaum. Vor sich sah er, schwach beleuchtet, das Gesicht seines Sohnes Shawn vor etwa neunzehn Jahren. Der einzige Unterschied war, dass dieser kleine Junge blond war. In irgendeinem verlorenen Winkel seines Gedächtnisses sah er Shawn genau diese Stufen hochrennen, an dem Tag, an dem er und Ida das Haus gekauft hatten; sein Gesicht hatte gestrahlt und er fand das Haus so groß wie ein Schloss. Dann Shawn ein Jahr später, wie er in der Auffahrt mit seinen Freunden spielte.

„Mr Collins?“

„Was?“

„Möchten Sie jetzt gern Patrick begrüßen, Ihren Enkel?“

Ihre Worte hingen mit dem eisigen Hauch in der Luft. Collins stand da, starrte den Jungen an und hatte Mühe, in die Gegenwart zurückzufinden.

„Komm mal her“, sagte die Frau und ignorierte Collins' mangelnde Reaktion.

Collins sah die Frau an, dann wieder den Jungen und merkte, wie schlecht er auf diesen Augenblick vorbereitet war. Der Junge

schmiegte sich an die Frau. Sie legte ihm einen Arm um die Schulter. Als er zu ihm hochschaute, nahm Collins wahr, dass der Junge nach einem Zeichen von Zuneigung forschte, konnte in seinem eigenen Herzen aber keine ausmachen. Das Beste, was er zustande brachte, war: „Wie geht es dir?“

Einen Augenblick lang antwortete der Junge nicht. Er sah die Frau an, dann wieder zum Auto hinüber. „Willst du nicht Hallo sagen, Patrick?“, fragte sie.

„Hallo“, sagte er. „Wie geht’s?“

„Ich nehme mal an, dass du ein paar Sachen mitgebracht hast“, sagte Collins und schaute an ihnen vorbei zum Wagen. „Kümmer dich besser um sie, bevor wir die ganze Kälte hier ins Haus holen. Im Moment lässt es sich kaum heizen.“

Die Frau streckte ihre Hand mit dem Handschuh aus, ihr Gesichtsausdruck wurde ganz ernst. „Erwähnte ich bereits, dass ich Miss Townsend heiße?“

„Sehr erfreut“, sagte Collins und zwang sich, ihr die Hand zu schütteln. „Wir können uns drinnen weiterunterhalten, wenn wir seine Sachen geholt haben.“ Er ging wieder hinein, nahm sich seinen Mantel und ging an ihnen vorbei zum Auto. Einen Augenblick später stand er in der Auffahrt mit einem Koffer in jeder Hand. „Das ist alles?“, brüllte er.

„Nur die beiden“, erwiderte Miss Townsend.

Collins bemerkte, wie sie seine Fenster zur Straßenseite begutachtete. Sie schüttelte den Kopf, als wäre sie enttäuscht, und er verstand auch sogleich warum.

Jeder Bürger hatte die patriotische Pflicht, eine kleine Seidenfahne für jedes Familienmitglied, das in den Krieg ziehen musste, ins Fenster zu hängen. Die meisten Nachbarn hatten eine. Die Flaggen hatten einen roten Untergrund mit einem weißen Kreis in der Mitte. In dem Kreis befestigte man je einen blauen Stern für jedes Familienmitglied bei der Armee. War jemand gefallen, ersetzte man den blauen Stern durch einen goldenen. In Collins’ Straße gab es bislang zwei Mütter mit goldenen Ster-

nen. Aber es gab keine Fahne in Collins' Fenster. Es hatte keinen Wert, eine für Shawn aufzuhängen, so wie die Dinge lagen. Immerhin war er kein Heuchler.

Als sie hineingingen, war kein Temperaturunterschied zu spüren, zumindest für Collins. Er stellte die Koffer neben der Treppe ab. „Die Mäntel?“

„Ich kann nicht bleiben“, sagte Miss Townsend. „Aber Patrick wird eine Weile hierbleiben, stimmt's, Patrick?“

„Kann ich meinen noch etwas anbehalten? Mir ist noch kalt.“

Miss Townsend sah Collins an und wartete auf eine Antwort von ihm. „Ich denke, das wäre in Ordnung“, antwortete sie.

Einen peinlichen Augenblick lang standen sie da. Schließlich sagte Collins: „Na, dann trage ich sie wohl mal hoch in dein Zimmer, oder?“ Er bemühte sich sehr, höflich zu klingen. Er wandte sich zur Treppe.

„Darf ich Sie vorher noch kurz sprechen, Mr Collins? Ich muss jetzt wirklich los. Patrick, geh doch mal in die Küche. Ich bin mir sicher, dein Großvater hat Kekse oder sonst etwas zum Essen da.“ Sie sah Collins an und erwartete seine Zustimmung.

„Ich ... ich habe keine Kekse.“ Collins hatte seit Jahren keine Kekse mehr gesehen.

„Haben Sie irgendwelche Süßigkeiten?“

Collins dachte angestrengt nach, dann schüttelte er den Kopf. „Frische Leberwurst. Ich esse sie gerne mit Senf dazu.“

Angewidert verzog Miss Townsend das Gesicht. „Haben Sie Milch da?“

Collins nickte. „Im Kühlschrank steht noch ein halber Liter.“

„Hättest du gerne ein schönes Glas Milch, Patrick?“

„Glaub schon.“

„Dann hol dir eins. Du kannst es da drüben an dem Tisch trinken. Ich will kurz mit deinem Großvater reden.“

„Du sagst mir doch noch auf Wiedersehen, bevor du fährst, oder?“

„Aber natürlich.“

Patrick ging zur Küche und drehte sich ein halbes Dutzend Mal nach Miss Townsend um.

„Schnupper erst mal an der Milch“, rief Collins dem Jungen nach.

Sobald der Junge außer Hörweite war, ging die Frau auf Collins zu und sah ihm direkt ins Gesicht. „Mr Collins, ich dachte, meine Dienststelle hätte Sie über unser Kommen heute Abend informiert.“

„Hat sie auch.“

„Sie sind aber anscheinend nicht gut vorbereitet.“

„Wieso? Weil ich keine Kekse für den Jungen habe?“

„Es geht um mehr als um Kekse.“

„Was denn? Ich habe ihm oben ein eigenes Zimmer hergerichtet. Das Bett frisch bezogen. Noch mal Kohle im Ofen aufgelegt.“

„Darum geht es mir ja gar nicht. Sie wissen doch, was er durchgemacht hat. Konnten Sie ihn nicht einmal in den Arm nehmen?“

„Wir haben uns gerade erst kennengelernt.“

„Er ist Ihr Enkel.“

„Hören Sie, Miss ...“

„Nein, jetzt hören Sie mal.“ Jetzt redete der Finger mit. „Seit kurz nach dem Unfall kümmere ich mich um Patrick. Wenn ich dürfte, würde ich ihn selbst mit nach Hause nehmen. Doch da es in Ihnen einen nahen Verwandten gibt, sagt das Gesetz, dass er zu Ihnen kommt. Er ist ein süßer, sensibler Junge. Bei allem, was er durchgemacht hat, hat er kaum gejammert. Wir tun alles, was wir können, dass sein Vater zurückkehrt, doch er braucht jemanden, der ihm hilft, bis dahin zurechtzukommen.“

„Junge Dame“, sagte Collins und trat einen Schritt zurück, „ich bin es nicht gewohnt, in meinem eigenen Haus zurechtgewiesen zu werden. Ich denke, es ist Zeit, dass Sie gehen.“

Ihr Gesicht sprach Bände. Wenn Collins richtig vermutete, hatte sie gute Lust, ihm eine saftige Ohrfeige zu verpassen.

Nach einem langen Schweigen sagte sie: „Es *ist* an der Zeit, dass ich gehe. Doch an eines möchte ich Sie erinnern: Ich bin für Patricks Wohlergehen verantwortlich, bis er wieder mit seinem Vater zusammen ist.“

„Soll heißen?“

„Ich bin befugt, von Zeit zu Zeit hier vorbeizuschauen; und wohlgemerkt, ich muss mich nicht telefonisch ankündigen.“

„Der Junge hat nichts von mir zu befürchten.“

„Der Junge? Sie können sich nicht einmal dazu durchringen, ihn Ihren Enkel zu nennen? Oder zumindest bei seinem Vornamen?“

Collins ging vor ihr her zur Haustür. „Sie sagten, Sie müssten gehen.“

Im Spülbecken klapperte ein Glas. „Sie sagten noch nichts vom Schulbesuch des Jungen“, sagte Collins. „Sollte er in seinem Alter nicht zur Schule gehen?“

„Er ist in der zweiten Klasse, falls es Sie wirklich interessiert. Doch wir haben beschlossen, ihn im Moment nicht hinzuschicken.“

„Warum?“

„Es sind nur noch ein, zwei Tage bis zu den Weihnachtsferien“, sagte sie, „und Sie leben in einem anderen Stadtteil. Nach allem, was er durchgemacht hat, ist das einfach nicht sinnvoll.“

„Ich glaube, Sie machen da einen Fehler“, flüsterte Collins, während Patrick durch die Küchentür trat. „Es ginge ihm viel besser, wenn er mit Gleichaltrigen zusammen wäre.“

Miss Townsend schwieg kurz, dann flüsterte sie zurück: „Sie versuchen wohl einfach, ihn loszuwerden, oder? Sie ertragen den Gedanken nicht, Zeit mit ihm allein zu verbringen.“

Was für eine anmaßende Person, dachte Collins und startete hasserfüllt zurück. Es stimmte, was sie sagte. Dennoch hatte sie nicht das Recht, es auszusprechen.

Patrick rannte die letzten paar Schritte geradewegs in Miss

Townsend's Arme. „Tut mir leid“, sagte er und trat einen Schritt zurück.

„Nein, ist schon in Ordnung.“ Sie umarmte ihn wieder, wobei sich ihre Augen mit Tränen füllten. Sie beugte sich herab und sah ihm direkt ins Gesicht. „Zeig mir noch mal das Lächeln. Ja, schon besser. Hör mal, Patrick, du weißt doch, dass ich dir meine Karte gegeben habe. Sie steckt in deiner Manteltasche. Vorne steht meine Büronummer, auf die Rückseite habe ich dir meine Privatnummer geschrieben. Wenn du mich aus irgendeinem Grund anrufen musst, mach es, egal ob bei Tag oder Nacht. Du musst deinen Großvater auch nicht um Erlaubnis bitten.“ Sie sah in Collins' verärgertes Gesicht. Patrick wollte auch hinschauen, doch Miss Townsend lenkte sein Gesicht sachte wieder in ihre Richtung. „Ich verspreche dir, ich unternehme alles, was in meiner Macht steht, damit dein Vater so bald wie möglich wieder hier ist.“

Da sank Patrick erneut in ihre Arme und begann zu weinen.

Ja, bring Shawn bitte schnell wieder zurück zu seinem Jungen, dachte Collins. Zumindest in diesem Punkt waren er und die Frau sich einig.

4. Kapitel



Als Miss Townsend weg war, fühlte sich Patrick sehr einsam. Das hier war alles so ganz anders, wie es mit einem Großvater sein sollte. Dem Großvater seines Freundes Billy war er öfter begegnet. Billy nannte seinen Großvater Opapa. Als Patrick das zum ersten Mal gehört hatte, hatte er laut gelacht. Doch nach seinem dritten Besuch kam ihm Opapa passend vor. Patrick wusste nicht einmal, wie er diesen Mann hier nennen sollte. Bisher hatte er ihn einfach „Sir“ genannt, und der Mann hatte ihn nicht korrigiert.

Patrick hörte, wie Miss Townsend den Motor ihres Wagens anließ. Der Mann nahm die beiden Koffer und ging die Treppe hoch. „Komm hinterher“, sagte er. „Aber häng zuerst deinen Mantel an den Garderobenschrankknäuf. Das ist die Tür unten an der Treppe. Und vielleicht willst du ja deine Handschuhe über den Heizkörper legen, sonst sind sie morgen früh noch nass.“

Oben brannte kein Licht, sodass Patrick sich nicht umschauchen konnte. Der Mann ging geradeaus über einen glatten Holzfußboden und schaltete in einem winzigen Zimmer das Licht ein. Im ganzen Obergeschoss roch es komisch, irgendwie nach Lavendelseife. Er legte Patricks beide Koffer auf das Bett.

„Ist dein Schlafanzug da drin?“

„Ja, Sir“, entgegnete Patrick. „Ich kann ihn herausholen.“

„Ich zeige dir zuerst das Badezimmer. Wenn du nachts mal aufstehen musst, machst du hier oben Licht an, wie zum Beispiel das im Flur. Zum Badezimmer sind es nur ein paar Schritte. Hier, ich zeige es dir.“

Er führte Patrick auf einen dunklen Gang. Das Licht aus Patricks Zimmer ließ drei weitere Türen erkennen, die alle geschlossen waren. Die Treppe war genau gegenüber seiner Tür.

Der Mann deutete auf eine der Türen und sagte: „Diese Tür hier öffnest du nicht, hörst du? Zumindest nicht nachts. Und tagsüber fragst du mich zuerst. Sie führt zum Speicher. Unten gibt es keinen Lichtschalter, nur oben. Wenn du im Dunkeln versuchst, hier hochzusteigen, brichst du dir das Genick.“ Er öffnete die zweite Tür. „Hier ist das Badezimmer. Wenn du nachts hier hereinmusst, gehst du einfach quer über den Flur. Dafür musst du ja nicht das Flurlicht einschalten, oder?“

„Nein, Sir, ich kann es sehen.“ Sofort wusste Patrick, woher der Lavendelduft kam. Das Bad konnte er nachts finden, indem er einfach dem Duft nachging.

„Die dritte Tür führt in mein Zimmer. So, ich nehme an, dass du dir noch die Hände waschen und Zähne putzen musst, bevor du dich hinlegst. Brauchst du Hilfe?“

„Ich glaube nicht.“

„Und verwende nicht die Seife da hinten in der Schachtel“, sagte der Mann und zeigte hinter die Toilette auf eine elegante Schachtel mit der Aufschrift ‚Cashmere Bouquet‘. „Siehst du sie?“

Patrick nickte.

„Sie ist zu wertvoll, wasch dir also nicht die Hände damit. Nimm die Seife am Waschbecken.“

Patrick betrachtete einen orangefarbenen, eiförmigen Klecks, der in einer Wasserpfütze durchweichte.

„Tja, also, ich gehe dann jetzt mal runter und räume noch ein bisschen auf, bevor ich mich in die Falle haue. Kommst du zurecht?“

Patrick sagte ja, war sich aber überhaupt nicht sicher. Der Mann verließ das Bad, schaltete das Licht aus und ging die Treppe hinunter. Kein Gutenachtkuss. Keine Umarmung. Er wünschte nicht einmal Gute Nacht. Der erste Stock fühlte sich plötzlich sehr dunkel und sehr kalt an.

Patrick ging wieder in sein Zimmer und sah sich um. In die rechte Ecke war ein kleines Bett geschoben worden. Ein Fenster mit Rollos nahm die linke Ecke ein, darunter war ein Heizkörper. Direkt neben der Tür stand eine Kommode mit drei Schubladen und einem weißen Spitzendeckchen, auf dem eine Art Bilderrahmen stand. Patrick versuchte, sich zu merken, wo der Lichtschalter saß.

Schon immer hatte er im Dunkeln Angst gehabt.

Er schloss die Zimmertür und öffnete den größeren seiner beiden Koffer. Er holte das Bild von seiner Mama und seinem Papa heraus und stellte es vorsichtig auf die Kommode. Er versuchte sich vorzustellen, sie wären bei ihm anstatt so weit weg. Er stellte sich vor, dass sie ihm Gute Nacht sagten und dass er sich nicht so viele Sorgen machen sollte, weil sein Großvater so unfreundlich war. Zuerst redete seine Mama. Er war froh, dass er sich so gut an ihre Stimme erinnerte.

„Patrick, ich bin im Himmel. Das weißt du doch, oder?“ Er hörte die sanfte Stimme, die sie immer vor dem Schlafengehen hatte. „Ich bin nicht in dem Sarg, in dem man mich in die Erde gelegt hat. Ich bin bei Jesus und den Engeln. Und weißt du was? Jesus hat mir erzählt, dass er einen ganz bestimmten Engel beauftragt hat, auf dich aufzupassen und dich zu beschützen.“ Patrick erinnerte sich, dass er einmal in einer Zeitschrift die Abbildung eines berühmten Gemäldes mit lauter Engeln gesehen hatte. Einige waren noch kleine Babys mit winzigen Flügeln und herausgestrecktem Hinterteil. Doch in der Mitte war einer, der aussah wie ein mächtiger Krieger mit einem Schwert, das er in Richtung Gottes Thron hob. Patrick hatte die Zeitschrift seiner Mama gezeigt. Sie hatte ihm versichert, dass sein Engel eher wie der Krieger als wie so ein Pummelchen aussehe.

Seine Augen wurden feucht, als er sich daran erinnerte. Daher schaute er seinem Vater ins Gesicht. Seine Stimme konnte er sich nicht mehr so gut ins Gedächtnis rufen. „Patrick, ich weiß, dass du meinen Vater nicht kennst, aber er wird dir nichts an-

tun. Das verspreche ich dir. Wenn doch, gebe ich ihm was auf die Nase, wenn ich zurück bin. Auch wenn er mein Papa ist.“ Patrick musste lachen. Er war sich nicht sicher, ob sein Vater so etwas sagen würde, aber es gefiel ihm trotzdem. „Ich kämpfe immer noch im Krieg“, fuhr er fort. „Aber ich komme dich sehr bald holen. Das verspreche ich dir.“

Patrick seufzte. Das half etwas. Doch er wünschte sich so sehr, sein Vater könnte jetzt hier sein. Er holte seinen Schlafanzug aus dem Koffer. Nachdem er ihn angezogen hatte, schaffte er es, den kleinen Koffer auf den Boden zu stellen. Der große war ihm allerdings zu schwer. Er konnte ihn lediglich ans Fußende schieben. Patrick ging zum Lichtschalter und knipste das Licht aus, wodurch er sofort im Stockfinstern stand. Er rannte zum Bett, hüpfte hinein und kämpfte mit der Bettdecke unter dem Koffer.

Zitternd vor Angst lag er etliche Minuten da, bis sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, unterstützt von zwei dünnen Lichtbündeln, die zwischen den Rollos hindurchsickerten. *Der Mond*, dachte er. Seine Mutter hatte ihm Geschichten vom Mond erzählt, wie Gott den Mond erschaffen hatte, damit er die Menschen durch die Nacht führte, wie Seeleute und andere Abenteurer mithilfe des Mondscheins den Weg durch große Schwierigkeiten hindurch gefunden hatten. Leise schlüpfte er aus dem Bett und stellte sich ans Fenster. Im Dunkeln tastete er nach den Schnüren und zog das Rollo hoch. Der Anblick des Vollmonds, der am Himmel hing, beruhigte ihn. Und am Heizkörper war es warm. Eine Zeit lang stand Patrick da.

„Gott, kannst du mich hier sehen?“, fragte er zum Mond hinauf. „Ich bin nicht da, wo ich sonst immer bin. Aber Mama hat gesagt, dass du klüger bist als eine Million Menschen und alles auf einmal siehst. Kannst du meine Mama neben dir sitzen sehen? Wahrscheinlich sitzt sie auf einem Stuhl; sie setzt sich nicht auf den Fußboden. Sie heißt Elizabeth ... aber das weißt du ja, weil du alles weißt.“ Beim Blick zum Mond fiel es ihm leichter zu glauben, Gott könne ihn wirklich hören.

„Sag ihr bitte, dass ich sie vermisse und dass ich bei meinem Großvater wohne ... bei dem, den wir nie besucht haben. Ich weiß nicht, was sie davon hält, aber ich musste dahin gehen, wo Miss Townsend mich hingeschickt hat. Sag ihr ...“ Ihn überkam eine große Traurigkeit bei dem Gedanken, dass seine Mama im Himmel war. Er wusste, wenn er das Gebet nicht zügig beendete, würde er wieder anfangen zu weinen. „Sag ihr, ich liebe sie und ich versuche, mich an alles zu erinnern, was sie mir beigebracht hat.“ Die Tränen kullerten herab. „Ich kann jetzt nicht mehr von ihr reden.“ Er wischte sich die Tränen mit dem Ärmel ab. „Nur eins noch. Es ist vielleicht der wichtigste Gefallen, um den ich dich je gebeten habe.“

Er blickte sich in seinem kleinen Zimmer um, soviel er im Mondschein erkennen konnte. Es war nicht sein Zimmer. Es war nur ein Bett und eine leere Kommode. Eine geschlossene Tür. Eine kalte Welt dahinter. „Bitte lass meinen Vater aus dem Krieg zurückkehren“, sagte er. „Bitte so schnell, wie Miss Townsend gesagt hat. Lass mich hier nicht allein. Bitte lass mich nicht allein.“

Er torkelte ins Bett, weinte, so leise er konnte, und sah dabei in das Licht, das durch das Fenster schien. Er weinte, bis der Schlaf ihn übermannte.



Auf der anderen Seite des Atlantiks, in der friedvollen Landschaft von East Anglia, grast schläfrige Kühe auf welligen Hügeln. Kleine Schafherden fressen auf saftigen Weiden, die von alten Steinmauern und Hecken umgeben waren. Schmale Landstraßen schlängelten sich auf und ab und quer durch die heitere Szene und zerteilten sie von oben betrachtet wie die Nähte eine Patchwork-Decke. Doch heute Morgen ließ sich dieser friedvolle Anblick nicht von oben betrachten. Der berüchtigte englische Nebel hatte schon den einfachen Vorgang, einen Fuß vor den

anderen zu setzen, zu einem gefährlichen Unterfangen gemacht.

Daher hatte die 91. Kompanie seit zwei Stunden Startverbot und saß auf den Rollbahnen des Flugplatzes von Bassingborn fest. In Dutzenden B-17 Bombern waren junge Männer einsatzbereit und hofften insgeheim, der Nebel werde andauern und ihnen zumindest einen weiteren Tag auf diesem Planeten vergönnen.

Im Cockpit einer dieser B-17 saß Captain Shawn Collins, Patricks Vater.

Wenige Tage zuvor war ein Telegramm mit der tragischen Nachricht vom Tod seiner Frau Elizabeth im Hauptquartier der Armee zwanzig Minuten westlich von London eingetroffen. Doch es kam nicht rechtzeitig in Bassingbourn an, um Captain Shawn Collins vom Dienstplan für den nächsten Bombeneinsatz zu streichen.

Ein Bombenangriff auf Bremen.

5. Kapitel



Ein pochiertes Ei, genau zwei Minuten lang gekocht. Etwas länger, und das Eigelb wird hart; etwas kürzer, und das Eiweiß läuft davon. Ein bisschen Salz auf das Ei, eine Prise Pfeffer. Ein Stückchen getrocknete Tomate darauf. Vor dem Krieg mochte er es mit Butter. Eine Tasse Kaffee, schwarz.

Das waren Ian Collins' Frühstücksgewohnheiten.

Die einzige Abwechslung war gelegentlich ein Glas frischer Tomatensaft von Mrs Fortini, der Witwe von nebenan, von Tomaten aus ihrem „Victory Garden“ – sozusagen ihrem staatlich verordneten Gemüsegarten – hinter dem Haus. Seit dem Wintereinbruch hatte er sie nur selten gesehen, aber wenn sie ihm etwas brachte, war es normalerweise recht gut.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Von der Straße her hörte er den üblichen Tumult wie jeden Werktag um diese Zeit. Ein unaufhörlicher Strom Unbekannter, die unterwegs waren zur Bushaltestelle. In fünfzehn Minuten würde sie ein Bus zur Carlyle-Panzerfabrik am Stadtrand befördern. Meistens waren es junge Frauen und ältere Männer. Collins hätte sich ihnen anschließen können, wenn ihm das in den Sinn gekommen wäre, doch das Geld brauchte er nicht und die Gesellschaft der anderen schon gar nicht.

Vor dem Krieg hatte er einen kleinen Betrieb für Maschinen und Anlagen geleitet und sich nebenbei in Entwicklungsarbeiten versucht. Er hatte ein paar Patente für diese oder jene Vorrichtung erworben, vor allem für Panzerteile, die er an Carlyle verkauft hatte. Als Ida krank geworden war, hatte er beschlossen,

die Werkstatt zu verkaufen, da Shawn zu verbohrt war, um ihr Potenzial zu erkennen.

Damals hatte Mr Carlyles Fabrik gerade ein paar Verträge aus England bekommen, um Bauteile für einen neuen Panzer zu fertigen. Carlyle brauchte alle Verarbeitungs-ausrüstung, die er bekommen konnte, hatte jedoch Probleme mit dem Kapitalfluss. Collins ging das Geschäft ein, indem er Barzahlung für den Betrieb akzeptierte und einen kleinen Anteil an ihrem Unternehmen für die Bilanz. Das war seine beste Entscheidung überhaupt. Da die Kampfhandlungen zunahmen, war das Unternehmen Carlyle auf das Zehnfache angewachsen und vergrößerte sich weiterhin. Collins hatte mit seinen Anteilen so viel Geld gemacht, dass er schließlich doch nachgab und den größten Teil auf der Bank anlegen musste.

Außer seinem Anwalt und den Bankangestellten wusste niemand, dass sich etwas geändert hatte. Nicht einmal Shawn. Der einzige Luxus, den sich Ian gönnte, war ein Aufstieg zu kubanischen Zigarren.

Er saß am Küchentisch und aß den ersten Bissen seines Ei auf Toast, als er ein lautes Geräusch auf der Straße hörte. Es hörte sich an, als wäre jemand mit einer Mülltonne zusammengestoßen. Ein anderer lachte, während ihn wiederum ein anderer ermahnte, leise zu sein. Sie sollten bloß nicht den Jungen wecken, dachte Collins. Dies war die friedlichste Zeit, die er für diesen Tag erwartete. Er griff nach seiner Kaffeetasse und ging ins Wohnzimmer.

Er stellte seinen Kaffee auf die Fensterbank, setzte sich die fellgefütterte Mütze auf und zog den Mantel über den Schlafanzug. Er wollte sich nur kurz in den Windfang stellen und die vorbeigehenden Arbeiter eindringlich anschauen. Dann verhielten sie sich normalerweise ruhiger.

Auch das war ihm zu einer morgendlichen Gewohnheit geworden.



Patrick fuhr aus dem Schlaf auf. Ein Traum hatte ihn in die Zeit mit seiner Mutter zurückversetzt: Er stand vor Sanders Laden am Ende ihres Straßenzugs in der Clark Street. Seine Mutter wollte drinnen nur schnell ein paar Frühstückswürstchen kaufen. Er stand draußen und sah zu, wie Leute einkaufen gingen und versuchten, die Pfützen vom morgendlichen Regen zu umgehen. In Sanders Schaufenster hing ein Poster, das dazu aufrief, mehr Kriegsanleihen zu kaufen. Gerade waren ein paar ältere Jungen vorbeigegangen, die ein Pony führten, das Mühe hatte, einen schwer beladenen Wagen mit Altpapier und -metall zu ziehen.

Während Patrick draußen wartete, hatte er den Eindruck, dass sie zu lang brauchte. Irgendetwas stimmte nicht. Seine Mama hatte ihm gesagt, er solle genau hier warten, aber er konnte nicht mehr.

Er ging in den Laden und erwartete Mr Sanders hinter der Theke, wie er eine Reihe Kunden bediente, doch der Laden war leer. Patrick ging an jedem der vier schmalen Regale vorbei. Auch sie waren leer.

„Mama?“, schrie er. „Mr Sanders? Seid ihr hier?“ Er stand still und horchte. Niemand antwortete. Er ging hinter die Theke – verbotenes Terrain – und sah nach, ob jemand die unteren Regale auffüllte, doch auch das Thekenregal war leer. „Mama?“, kreischte er voller Panik. Sein Gesicht war ganz heiß. Er ging durch die Tür zu einem Hinterzimmer und öffnete sie.

Niemand da.

Tränen rollten ihm die Wangen hinunter. Wieder rannte er durch den Laden und hoffte, sie irgendwo übersehen zu haben. Doch da war keine Menschenseele. „Mama?“, schrie er erneut und rannte zur Ladentür. „Wo bist du?“

Er erstarrte. Jetzt war die ganze Straße leer. Keine Menschen

oder Autos, Pferde oder Karren. „Mama!“, schrie er. „Wo bist du?“ Er hielt die Hände trichterförmig an den Mund und schrie so laut er konnte: „Wo seid ihr alle?“

In diesem Moment wachte Patrick auf.

Das grausige, beängstigende Gefühl hing noch einige Zeit in dem dunklen Zimmer, während sich seine Augen auf das Dämmerlicht einstellten. Dann fiel ihm ein, wo er war.

Die Wirklichkeit tröstete ihn nicht.

Er richtete sich langsam auf und versuchte, das Bild seiner Eltern zu erkennen. An diesem Morgen schienen sie fest in ihrem Rahmen festzustecken und nicht reden zu können. Er schnappte sich sein Kissen und hielt es eng umschlungen. Manchmal, wenn er das tat, konnte er sich vorstellen, es wäre seine Mutter; manchmal umarmte sie sogar ihn. An diesem Morgen war es bloß ein Kissen.

Er war wirklich ganz allein.

6. Kapitel



Etwas später saß Patrick am Esstisch und aß eine Schale Haferbrei, als es laut an der Tür klopfte.

„Ich mache schon auf“, sagte Ian Collins und ging zur Haustür. „Iss auf und vergiss nicht, die Schale im Becken auszuspülen. Das Zeug wird hart wie Zement.“

Collins stellte sich auf die Zehenspitzen und lugte durch das Fensterchen in der Haustür. *Oh nein*, dachte er, *nicht jetzt*. Es war Pater O'Malley von St. Joseph ein paar Häuserblocks entfernt, dessen Nase und Wangen von dem kurzen Fußmarsch knallrot waren. Collins stopfte sein Hemd in die Hose, rieb sich den Nacken und drehte den Türknauf.

„Morgen, Ian“, brüllte Pater O'Malley mit seinem irischen Akzent, der genauso unüberhörbar war wie an dem Tag, als er zum ersten Mal seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatte, damals, 1918, nach dem großen Krieg. Sein schwarzer Hut war tief über seine Ohren gezogen, seine Hände tief in den Manteltaschen vergraben.

Rasch öffnete Collins die Tür und merkte, dass die Sonne mittlerweile hell schien. Kleine nasse Schneeklumpen fielen von den Schuhen des Paters, als er sie an den Stufen abklopfte. „Tut mir leid, dass Sie da durchgehen mussten, Pater. Ich habe einen Jungen angeheuert, der den Gehweg für mich freischaufeln sollte, doch der ist nie aufgetaucht.“

„Schon recht, Ian. Heutzutage ist gute Hilfe nur schwer zu finden.“

Die beiden Männer gingen ins Wohnzimmer. Collins schloss

rasch die Tür. Er versuchte, sich ins Gedächtnis zu rufen, wann Pater O'Malley das letzte Mal vorbeigekommen war. Wahrscheinlich kurz nach Idas Tod.

„Ist das der Junge?“, flüsterte Pater O'Malley und schaute in Patricks Richtung.

Woher wusste er denn etwas von Patrick? Collins fragte sich, ob der gute Pater enger mit dem Allmächtigen verbunden sein mochte, als seine Predigten vermuten ließen.

„Ein Jammer“, sagte der Priester. „So jung und schon ohne Mutter.“

Er zog seinen schwarzen Mantel aus und reichte ihn Collins, ebenso seine schwarzen Lederhandschuhe. *Will wohl eine Weile hierbleiben*, dachte Collins und unterdrückte nur mit Mühe ein Seufzen.

„Ich habe auch als junger Kerl meine Mama verloren, aber damals war ich elf.“ Der Priester ging zur Heizung und wärmte sich die Hände. „Er ist doch kaum ... sieben oder acht?“

„Sieben“, flüsterte Collins. Er sah zu Patrick hinüber und vergewisserte sich, dass er das Gespräch nicht mitanhörte. Die Augen des Jungen schienen an dem schwarzen Etikett der Haferflockenpackung festzukleben. „Möchten Sie etwas trinken? Kaffee?“

„Ja, gerne. Wenn's so kalt bleibt, könnten wir weiße Weihnachten bekommen, genau wie in dem Lied.“

Pater O'Malley sah sich im Wohnzimmer um und schien genau zu registrieren, dass nichts hier drinnen auf Weihnachten hindeutete. Collins hoffte, er werde es nicht ansprechen; er hatte keine Lust auf eine weitere Standpauke. „Na, dann hole ich Ihnen mal den Kaffee.“ Irgendetwas, um das Thema zu wechseln. „Mit Sahne und Zucker?“

„Sie haben Zucker?“

„Für den Kaffee reicht es.“

„Dann einen Löffel, bitte. Keine Sahne.“

Als Collins sich zur Esszimmertür umwandte, stand Patrick

im Türrahmen und betrachtete die beiden Männer mit unsicherem Blick.

„Das ist ja ein feines Kerlchen“, sagte Pater O'Malley. „Komm mal her. Lass dich anschauen.“

Patrick bat Collins mit einem Blick um Erlaubnis. Collins nickte.

„Na so was, er ist Shawn ja wie aus dem Gesicht geschnitten, Ian. Finden Sie nicht? Eine unglaubliche Ähnlichkeit.“

Collins warf ihm einen wütenden Blick zu. Nicht absichtlich. Er war froh, dass der Priester ihn offenbar nicht bemerkte. Er schien ganz fasziniert von dem Jungen.

„Was für ein nettes Lächeln du hast.“ Patrick stand vor ihm und der Priester hatte ihm eine Hand auf die Schulter gelegt. „Du bist ziemlich groß für einen Siebenjährigen, oder?“ Davon wurde Patricks Lächeln noch breiter. „Ich kannte deinen Vater, als er noch ein kleiner Junge war. Wusstest du das? Etwas älter, als du jetzt bist, aber du siehst genau aus wie er. Sag mal, wie heißt du eigentlich?“

„Patrick.“

„Ein schöner Name. Dein Vater war ein richtiger Baseballspieler. Als er noch zur Highschool ging, hat er St. Joe's geholt, die Stadtmeisterschaften zu gewinnen. Magst du Baseball, Patrick?“

Patrick nickte.

Collins nahm an, es würde dem Jungen nichts ausmachen, ein bisschen mit einem Priester zu plaudern. Daher widmete er sich dem Kaffee. Als er ihn einschenkte, fiel ihm auf, dass der Junge die Schale nicht nur ausgespült hatte, sondern sorgfältig gewaschen und umgekehrt auf das Abtropfbrett gestellt hatte. Als er zurückkam, saß Patrick neben Pater O'Malley auf dem Sofa. Collins stellte die Tasse für den Priester vor ihm auf den Tisch und setzte sich auf seinen Lieblingsstuhl.

„Der Bursche hat mir gerade eine interessante Frage gestellt, Ian. Ob Sie sie wohl uns beiden beantworten können? Er frag-

te sich, ob Sie Weihnachten feiern. Hat bemerkt, dass hier im Haus kein Weihnachtsschmuck ist, nicht einmal ein Baum. Wie sehen Sie das?“

Collins ließ den Blick langsam durch das Zimmer schweifen und hoffte, es werde eine Erklärung auftauchen, die die bevorstehende Gardinenpredigt verhindern konnte. „Ich hatte in letzter Zeit viel zu tun“, war alles, was ihm dazu einfiel. Dieser Vormittag ließ sich ganz miserabel an. Nach Collins' Auffassung war es mehr als genug, sich jeden Sonntag eine Stunde lang mit Religion zu befassen. Für den Rest der Woche wünschte er in Ruhe gelassen zu werden.

„Aber Ian“, sagte der Priester, „ich schaue mich um und erkenne überhaupt keine Hinweise auf Weihnachten hier. Planen Sie denn nicht, die Geburt unseres Heilands zu feiern?“

Collins seufzte. „Doch ... auf meine eigene Art.“

„Miss Townsend hat mir erzählt, sie hat gelesen, dass Patricks Mutter der Glaube an Christus sehr wichtig war. Ich nehme an, sie hat Patrick entsprechend erzogen. Stimmt das, mein Sohn? Du willst doch gewiss Weihnachten feiern, oder?“

Patrick nickte und blickte sogleich besorgt zu Collins hinüber.

„Miss Townsend“, sagte Collins wütend. „Hat sie Ihnen gesagt, Sie sollen hierherkommen?“

„Nein. Sie hat bloß kurz angerufen, damit ich über den Jungen Bescheid weiß.“

In diesem Moment stand Patrick auf. „Darf ich gehen, Sir?“, fragte er Collins.

Collins antwortete nicht unverzüglich; er versuchte, seinen Zorn zu bezähmen.

„Es wäre wohl das Beste, wenn wir diese Angelegenheit nicht vor dem Jungen erörtern“, sagte Pater O'Malley.

Wäre besser, wenn wir sie überhaupt nicht erörtern würden, dachte Collins.

„Könnten wir ihm nicht eine Aufgabe übertragen, Ian? Wie wäre es mit Weihnachtsdekoration? Haben Sie vielleicht Weih-

nachtsschmuck, mit dem er das Haus in die passende Stimmung bringen könnte?“

Bei dieser Vorstellung leuchteten Patricks Augen.

„Würde nicht schaden, denke ich“, sagte Collins. „Aber dann muss ich ihn mit auf den Speicher nehmen. Ida hat eine Kiste mit dem ganzen Kram da oben hingestellt.“

„Siehst du, Patrick, auch dein Großvater feiert Weihnachten. Und du solltest mal sehen, wie wir unsere Kirche geschmückt haben ...“

„Trinken Sie nur Ihren Kaffee aus, Pater. Ich bin in ein paar Minuten wieder unten. Komm, Patrick, wir gehen die Kiste suchen.“

Collins ging die Treppe hinauf und der Junge folgte ihm auf dem Fuß. Als er am Zimmer des Jungen vorbeiging, bemerkte er, dass das Bett gemacht war, und zwar fast militärisch akkurat.



7. Kapitel

Patrick war bisher erst auf einem anderen Speicher gewesen. Es war ein wunderbares Erlebnis gewesen, das irgendwo zwischen Spielwaren- und Süßigkeitenladen rangierte. Er blieb seinem Großvater direkt auf den Fersen. Die Stufen waren steil und eng; er stellte sich vor, er klettere eine Klippe hinauf.

„Pass gut auf“, sagte sein Großvater. „Ich mache sofort das Licht an. So ein Blödmann hat den Schalter oben an der Treppe angebracht.“

Als sie oben waren, öffnete sein Großvater die Tür. Es war genau so, wie Patrick es sich vorgestellt hatte. Erst war es dunkel, doch dann gewöhnten sich seine Augen daran. Er erkannte Kisten in allen Formen und Farben, die überquollen wie ein Piratenschatz. Jeder Metallgegenstand glitzerte von den Sonnenstrahlen, die durch zwei Dachfenster hereinströmten. Collins schlurfte durch den Raum. Patrick war zu fasziniert, um ihm zu folgen.

Collins drehte sich um und blaffte: „Lass bloß deine Finger davon. Du kramst herum, dir fällt was auf den Kopf, und dann bekomme ich was von der Jugendamtsdame zu hören. Komm her und bleib bei mir. Nur eine einzige Kiste interessiert uns.“

Patrick seufzte. Das Abenteuer war vorüber. Seine Mutter hatte ihn nie so angebrüllt. Nicht ein einziges Mal in seinem ganzen Leben. Er passte genau zwischen den Kisten hindurch, wenn er sich dünn machte. Er hörte auf seinen Großvater und stand schon bald hinter ihm.

„Wo habe ich das blöde Ding bloß hingestellt?“, murmelte

Collins. Er fing an, Kisten hochzuheben, sie hierhin und dahin zu stellen, wobei er kleine Staubexplosionen auslöste.

Patrick fragte sich, wie jemand eine Kiste mit Weihnachtsschmuck als blödes Ding bezeichnen konnte. Collins brummelte beim Suchen weiter. Es fiel Patrick schwer, seine Aufmerksamkeit nicht abschweifen zu lassen, doch er wollte sich nicht noch einmal anschreien lassen. Dann und wann verschob er eine Kiste, die Collins neben ihn stellte, um einen kleinen Zentimeter, um auch irgendwie mit anzufassen.

„Nicht anfassen“, raunzte Collins. „Willst du was umschmeißen?“

„Tut mir leid.“

„Lass einfach alles in Ruhe.“ Collins drehte sich wieder zu den Kisten um.

Patrick nagte auf seiner Lippe. Tränen brannten in seinen Augen, aber er hielt sie zurück.

„Stell dich da drüben hin, wenn du deine Finger nicht von den Sachen lassen kannst.“

„Ich rühre nichts mehr an. Ich verspreche es.“

Wieder drehte Collins sich um. „Wo ist diese Kiste?“

Patrick trat zurück in den Schatten; selbst mit einem kleinen Abstand fühlte er sich sicherer. Seine Augen wanderten durch den Raum. Ihm fiel eine Armeuniform auf, die an einem Gestell neben einem ovalen Garderobenspiegel hing. Gehörte die seinem Großvater? Sein Vater trug auch eine Uniform. Patrick erinnerte sich, wie er am Bahnhof gestanden hatte, wo tausend Leute schoben und schubsten, weinten und sich zum Abschied umarmten. Dann war es für seinen Vater Zeit gewesen, sich zu verabschieden. Seine Mama hatte geweint. Sein Papa hatte ihn hoch in die Luft gehoben. „Jetzt übernimmst du die Verantwortung, Patrick. Pass gut auf Mama auf, bis ich wieder da bin, okay?“ Aber er hatte nicht gut auf Mama aufgepasst, nicht wahr? Sein Papa hatte ihm einen einzigen Auftrag erteilt, und nicht einmal den hatte er erfüllt.

„Hoppla, da ist sie ja.“

Patrick drehte sich wieder zu seinem Großvater um und freute sich über die Ablenkung.

„Musste natürlich unter zehn anderen Kisten stehen.“ Sein Großvater stöhnte, als er die Kiste hervorzog. „Ja. So hat Ida geschrieben. Du könntest besser schreiben als sie. Sieh dir das an ... Dero-kation ... Weihnachts-Dero-kation.“

Er lächelte. Das sah Patrick zum ersten Mal. Billys Großvater lächelte dauernd, nahm die Kinder sogar Huckepack und erzählte ihnen lustige Geschichten.

„Also, Patrick. Komm her.“

Sein Großvater hatte den Deckel gelöst und seitlich aufgeklappt. Patrick schaute hinein und sah ... Weihnachten. Obenauf lag ein golden glänzender Stern. An den Seiten stapelten sich kleine Kartons mit schimmerndem Glasschmuck. Er sah eine Weihnachtskrippe und viele kleine Holzfiguren, die dazugehörten: Schneemänner, Sternsinger, Nikoläuse und Engel.

„Ich gehe noch ein paar Minuten runter zu dem Pater. Kann ich dich hier allein lassen?“

Patrick nickte.

„Schau dir die Kiste erst einmal genau an, bevor du etwas anfasst. Wenn du dieses Haus wieder verlässt, will ich, dass du alles so wieder hineinlegst, wie du es jetzt siehst. Hörst du? Den Baumschmuck kannst du beiseitelassen. Wir stellen keinen Baum auf. Ich erwarte deinen Vater in wenigen Tagen. Dann ist noch genug Zeit, dass er euch einen Baum besorgt. Hol nur ein paar Sachen heraus, die du im Wohnzimmer und in deinem Zimmer aufstellen kannst. Verstehst du?“

„Ja, Sir.“

„Na dann – ich bin jetzt mal unten. Pass auf, wenn du die Treppen wieder hinuntergehst. Mach dir keine Gedanken um den Lichtschalter. Ich komme später wieder und schalte ihn aus, wenn du so weit bist.“ Collins stand auf und ging zur Speichertreppe.

Patrick bewegte sich nicht, bis er hörte, dass sein Großvater unten war. Als die Speichertür geschlossen wurde, war der Raum plötzlich wieder lebendig. Patrick schaute in die Weihnachtskiste. Es dürfte nicht allzu schwer werden, sich zu erinnern, wohin die einzelnen Sachen gehörten. Der Schmuck war in Kartons, die an den Seiten gestapelt waren. Sorgsam holte er den großen goldenen Stern heraus und sah sich um, wohin er ihn sicher legen könnte.

Da sah er es zum ersten Mal.

Auf der anderen Seite des Raums, genau neben der Uniform ... lehnte es an einem ovalen Spiegel. Dieses große Holzpferd. Noch Jahre später sollte Patrick sich an den Augenblick erinnern, in dem er es zum ersten Mal sah. Alles andere in dem Raum war plötzlich nicht mehr im Blickfeld. Da war nur noch das Holzpferdchen. Es war handgeschnitzt, keine fünfzig Zentimeter hoch. Unbemalt, aus hellem Holz, fein ausgearbeitet. Patrick sah die geschnitzte, sorgfältig herausgearbeitete Satteldecke, den geschwungenen Schweif, die spitzen, aufmerksamen Ohren. Die Beine standen ruhig. Patrick stellte sich vor, dass das Pferdchen auf einem Rollbrett befestigt wäre und er es an einer Schnur hinter sich herziehen könnte.

Ein paar Augenblicke stand er wie angewurzelt da. Eine innere Warnlampe erinnerte ihn daran, was sein Großvater sagen würde, wenn er sich von seiner Hauptaufgabe ablenken ließe. Doch die Warnung verblasste schnell durch die Macht der Neugierde und des Verlangens. Er ging behutsam durch das Labyrinth aus Kartons und schmalen Gängen, den Blick geradeaus auf das Pferd gerichtet. Er dachte nicht an die furchtbaren Konsequenzen, die ihn mit Sicherheit erwarteten, wenn er unterwegs etwas umwerfen würde.

Endlich kniete er vor dem Pferd. Er hob die Figur hoch und freute sich, dass sie so stabil und gut verarbeitet war. Er merkte, dass das Holz nicht fertig bearbeitet war, die Oberfläche fühlte sich rau und staubig unter seinen Fingern an.

Er hielt es auf Armeslänge von sich und wusste sogleich, dass er noch nie etwas so sehr gewollt hatte wie dieses Holzpferd. Irgendetwas an dieser Figur rührte sein Herz an.

Es war das Bemerkenswerteste, das er je gesehen hatte.